Zeitschrift: Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge

Herausgeber: Bioforum Schweiz

Band: 4 (1949)

Heft: 2

Buchbesprechung: Von neuen Büchern

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Grenzen ziehen, aber eine widernatürliche Abdrosselung der Lebensmittelversorgung wird nicht mehr vonnöten sein. Die Dollarknappheit, obgleich in sich fortbestehend, wird ihre deformierende Wirkung auf das Wirtschaftsleben verlieren.»

*

Selbstverständlich verfolgt auch die schweizerische Landwirtschaft mit ganz ausserordentlich lebendigem Interesse, wie die hier sich abzeichnenden Fragen gelöst werden.

Von neuen Büchern

Edmund von Steiger
Dreissig Jahre neuere bernische und schweizerische Geschichte

Erich Gruner hat, angeregt durch leitende Männer der schweizerischen Raiffeisen-Bewegung, im bekannten Berner Verlage A. Francke eine Lebensbeschreibung des bernischen Regierungsrates Edmund von Steiger herausgegeben. Sein Werk ist viel mehr als die Beschreibung des Lebens eines Berners geworden. — Es ist eine Zeitgeschichte, die uns wertvolle Einblicke in die moderne Berner Geschichte vermittelt. Voll Spannung verfolgen wir die Geschehnisse in unserem Lande in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts bis zum ersten Weltkriege. Wir erleben den Zerfall altüberlieferter kultureller und sozialer Ordnungen. Wir werden Zeugen des Ringens neuer Kräfte um die Macht.

Das Werk Erich Gruners ist eine sehr verdienstvolle Arbeit, von der man, wie Bundesrat von Steiger im Geleitwort schreibt, nur wünschen kann, dass sie recht vielen Einblick in eine Zeit verschafft, aus der das Geschehen unserer Tage zu verstehen ist. Als Leseprobe aus dem wertvollen Buche geben wir den folgenden kleinen Ausschnitt wieder:

Bauern und Gewerbetreibende setzen sich mit der neuen Zeit auseinander

«Aus der vorhergehenden Darstellung könnte der Schluss gezogen werden, das politische Leben jener Jahre (1830—1880) sei allein von weltanschaulich und formalpolitisch bedingten Parteigegensätzen bestimmt gewesen. Dem ist nicht so. Eine wesentliche Triebkraft der politischen Kämpfe lag in wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umwälzungen. Die Radikalen gewannen ihre Anhängerschaft in den vierziger Jahren darum, weil sie den Bauern versprachen, sie von den alten Feudallasten loszulösen. Damit leiteten sie eine Bewegung ein, welche tieferwirkendere Folgen hatte, als man in jenen Kampfjahren ahnte. Zwar besass nun der Bauer mehr flüssiges Geld, da er seinen Ertrag frei verkaufen konnte. Seine Einnahmen stiegen, da er aus Viehzucht und Käsefabrikation mehr einlöste als aus dem Getreidebau. Doch brachte ihm das nicht den erwarteten Gewinn, da auch die Geldausgaben in gleichem Masse wie die Einkünfte zunahmen. Kleider und Geräte, teilweise sogar Nahrungsmittel hatte er bar zu bezahlen. An Stelle der in Naturalien entrichteten Zehnten forderte der Staat nun Einkommens- und Vermögenssteuern in barem Gelde. Die Bevölkerung vermehrte sich, die Grundstücke wurden geteilt. Viele Bauern hatten bei Erbteilung keine andere Wahl, als ihre Güter mit Hypotheken zu belasten. Andere kauften, in der Hoffnung auf späteren Gewinn, ihre Höfe zu teuer. Die neugegründete bernische Hypothekarkasse leistete dieser Verschuldung unwillkürlich Vorschub, da sie die Geldvermittlung erleichterte. Hatte ein Bauer ein gewisses Mass von Schulden auf seinem Heimwesen, so musste er einen Teil seines Einkommens für den Zinsendienst verwenden. Je begehrter das Geld war, um so mehr stiegen die Zinssätze. In den sechziger und siebziger Jahren kletterten sie bis auf die Höhe von 5,5 Prozent. Die Zunahme der Hypothekarschulden illustriert diese Entwicklung sehr deutlich. Um 1856 lasteten auf sämtlichen Bauerngütern im alten Kantonsteil 181 Millionen Franken; sie stiegen bis 1876 auf 345 Millionen, bei nur geringfügiger Geldentwertung. Gleichzeitig brachte es die Entwicklung der Fabriken mit sich, dass auch die alte ländliche Heimindustrie zusammenbrach. Als Beispiel sei die Leinwandfabrikation des Emmentals und Oberaargaus erwähnt, von der man sagte, sie habe jene Landesteile anfänglich reich und dann siebenmal arm gemacht.

Die Bauernbefreiung von 1846 hatte also vorerst einen äusserlichen Wirtschaftsaufschwung, dann aber eine Verarmung zur Folge. Sie löste ferner die

häuslichen und dörflichen Gemeinschaften auf und schuf ein ländliches Proletariat, das dem Kanton Bern durch Jahrzehnte hindurch eine kaum zu tragende Armenlast aufbürdete. Die Verarmten suchten sich ein neues Unterkommen. Die einen lockte es, ihr Glück im Auslande zu versuchen; andere liessen sich dort nieder, wo die sich aufschwingende Industrie oder der Eisenbahnbau ihnen Arbeitsplätze boten. Viele zog das Handwerk an, da es ja seit der Aufhebung des Zunftzwanges weder durch Bewilligungspflicht noch durch Meisterprüfungen gesperrt war. Der Kanton Bern verlor dadurch allmählich den Charakter des Agrarkantons. Gehörten 1850 noch mehr als die Hälfte der Bewohner dem Bauernstande an, so waren es 1880 noch 43 Prozent und 1900 noch wenig mehr als ein Drittel. Aber dieser Übergang brachte den meisten weder dauernde Beschäftigung noch genügendes Einkommen. Wer sich dem Handwerk oder Handel zuwandte, dem drohte Gefahr, in der Verwilderung des Gewerbewesens unterzugehen. Wer aber als Arbeiter in der Industrie oder beim Eisenbahnbau Zuflucht fand, der lieferte sich ebenfalls wirtschaftlicher Unsicherheit aus. Denn auch Gewerbe und Industrie erfuhren die unliebsamen Folgen der seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts im Kanton Bern eingeführten wirtschaftlichen Freiheit. Im Bernbiet herrschte seit der Helvetik praktisch Gewerbe- und Handelsfreiheit. Gewisse Gewerbezweige (Mühlen, Schmitten und andere) blieben zwar bis zur Verfassung von 1846 an Konzessionen gebunden, aber die Grosszahl der Handwerker war doch schon seit der Restaurationsordnung von Zunftzwang und Polizeiaufsicht befreit. In der Verfassung von 1831 wurde die vollkommene Freiheit von Handel, Gewerbe, Landwirtschaft und Niederlassung proklamiert. Diese Schrankenlosigkeit schlug nicht zum Guten aus. Man legte die Freiheit vielfach dahin aus, dass man nun nichts Solides mehr zu lernen brauche. So nahm die Leistungsfähigkeit der einheimischen Meister schnell ab; sie wurden von zugewanderten Handwerkern überflügelt. Zudem setzte von 1830 an der Strom billiger ausländischer Industrieprodukte ein. Als 1846 die letzten Reste der alten Zeit fielen, wurden merkwürdig wenig gute Worte für die neuzeitliche Handels- und Gewerbefreiheit eingelegt. Man hatte bisher mehr von ihrem Fluch als von ihrem Segen verspürt. Die Freiheit stand jedoch zu hoch im Kurs, als dass man sie damals von Staates wegen wörtlich hätte einschränken dürfen. So begnügten sich die radikalen Freiheitsmänner mit unbestimmten Vorbehalten, mit deren Hilfe der kluge Direktor des Innern, Regierungsrat Johann Rudolf Schneider, in seinem Gewerbegesetz (7. November 1849) allerdings einige Dämme zu errichten imstande war. Mit klarem Blick erkannte er die bedrängte Wirtschaftslage des kleinen Handwerkes und schuf darum in seinem Erlasse Richtlinien für die berufliche Bildung von Lehrlingen (Artikel 61 ff.), schlug Normen für Arbeitsverträge zwischen Meister und Lehrlingen oder Gesellen vor (Artikel 77 ff.) und empfahl den Handwerkern, sich zu beruflichen Genossenschaften zu organisieren, ja sogar Schiedsgerichte zu bilden, vor denen Streitigkeiten zwischen Meistern und Gesellen geschlichtet werden sollten (Artikel 91 ff.). Doch alle diese Massnahmen waren unverbindlich. Sie waren als Handhaben gedacht, die nach freiem Ermessen zu gebrauchen waren. Darum blieben sie auf dem

Papier. Auf Grund eines Dekretes von 1848 wurden von der Regierung allerdings Kommissionen für den Handel, für das Gewerbe und für die Industrie ins Leben gerufen. Sie sollten das Wirtschaftsleben beaufsichtigen und der Regierung Winke und Erlasse notwendiger Gesetze erteilen. Aber diese Einrichtung geriet nach 1860 in Vergessenheit. Das einzige, was die Regierung nach 1860 gegen den Zerfall des Gewerbestandes unternahm, waren Verordnungen, mit denen sie eine verbesserte handwerkliche Berufsbildung bezweckte. Die erste, vom 12. Juni 1866, gestattete der Direktion des Innern, Handwerks- und Gewerbeschulden einzelner Gemeinden zu subventionieren, wenn diese mindestens für die Hälfte der Kosten selbst aufkamen. Der zweite dehnte die Finanzhilfe auf gewerbliche Fachschulen für die Uhrenarbeiter und Schnitzer aus und sah die Gründung von Zeichenschulen für andere Berufszweige vor (Dekret vom 7. April 1875). Endlich legten die bernischen Behörden 1869 den Grund zu einer gewerblichen Muster- und Modellsammlung.

Trotz diesen Bemühungen erscheint die Epoche von 1830—80 als eine Zeit handwerklichen Niedergangs und der Desorganisation. Die Gewerbefreiheit setzte das bis 1798 von der Zunftordnung behütete Handwerk so vielen Gefahren aus, dass es dem Ansturm junger Wirtschaftsmächte kaum mehr Widerstand leisten konnte. In vielen Gewerbezweigen schwoll die Zahl der Berufstätigen in so ungesunder Weise an, dass der einzelne Meister, ausser in Zeiten wirtschaftlicher Hochblüte (z. B. 1870—75), kaum mehr sein Auskommen fand. Da die sorgfältige Berufsvorbereitung ausser Kurs gekommen war, so wetteiferten die Konkurrenten nicht mehr um bessere Qualität miteinander, sondern sie unterboten sich durch möglichst billige Pfuscharbeit. Gewisse handwerkliche Berufsarten waren gegenüber der billig arbeitenden in- und ausländischen Industrie überhaupt nicht mehr konkurrenzfähig und verloren allmählich ihre Existenzgrundlage (Hutmacher, Drechsler, Küfer, Bleicher, Weber, Gerber, Nagel-, Draht- und Messerschmiede, Rechenmacher und andere). Meister und Gesellen der leidenden Erwerbsarten versuchten als Arbeiter in Fabriken unterzukommen oder selbst kleine Industrieunternehmungen zu gründen. So verbreitete sich im Kanton Bern die fabrikmässige Textilindustrie (Belp, Bern, Burgdorf, Kirchberg, Langenthal), die Papierindustrie und vor allem die Uhrenindustrie (im Jura und in Biel). Daneben gab es eine Unzahl halbfabrikartiger Unternehmungen, die sich oft nur unter schwerem Kampf gegen die grössere Auslandskonkurrenz halten konnten, so die Zündholzindustrie, Brennereien, Bierbrauereien und andere Betriebe. Der Kanton Bern wurde reich an solchen Zwergformen, die stolz den Namen Fabrik führten. In gewissen Landesteilen fanden neue Heimindustrien einen Boden, so die Töpferei in der Gegend von Thun, die Holzschnitzerei in Brienz und Meiringen. Der zunehmende Fremdenverkehr mit neuen Bahn- und Postverbindungen, mit Hotelbauten und saisonbedingtem Dienst in Gaststätten beschäftigte zwar viele Arbeitskräfte, gewöhnte aber an einen recht unregelmässigen Erwerb.

Nach dem deutsch-französischen Krieg erlebte die Schweiz eine vorübergehende Wirtschaftsblüte, da sie die Vorteile der Friedensinsel geniessen konnte. Und zwar kam dieses kriegsbedingte Glück allen Erwerbskreisen zu-

gute. Die Preise für landwirtschaftliche Produkte schnellten empor; auch der Handel und das Kleingewerbe konnten von dieser allgemeinen Belebung profitieren. Eine zukunftsfrohe Stimmung verbreitete sich über das Land, selbst den Bauern schien ja das Glück wieder zu lächeln. Der Optimismus drückte sich in grosser Kauf- und Unternehmungslust aus, und diese ihrerseits rief wiederum verbesserten Kreditmöglichkeiten. Wer auch nur Geld zur Gründung eines kaufmännischen oder gewerblichen Unternehmens benötigte, dem wurde es ohne Bedenken vorgeschossen. Der Bauer hatte ebenfalls gefährlich viele Gelegenheiten, Geld aufzunehmen. Auch Gemeinden und Kantone liessen sich von dieser alles bezwingenden Stimmung dazu verleiten, unüberlegte Ausgaben — besonders für den Eisenbahnbau — zu bewilligen. Nicht ohne Ursache hat man darum die Zeit dieser blinden Vertrauensseligkeit als Zeit des «Gründerschwindels» bezeichnet. Man wollte damit andeuten, dass der wirtschaftliche Aufschwung nur ein scheinbarer, unechter gewesen sei, und dass er weniger auf Mühe und Arbeit als vielmehr auf leichtfertigen oder schwindelhaften Gewinnberechnungen beruht habe.

Die Scheinblüte dauerte nicht länger als die wirtschaftliche Vorzugsstellung der Schweiz. Schon 1876 brach die Krise mit aller Macht herein. Sie begann damit, dass Europa mit billigen Nahrungsmitteln aus Nordamerika überschwemmt wurde. Das brachte das europäische Preisgerüst zum Einsturz. Die Schweiz spürte die Folgen dieses Zusammenbruches zuerst. Die Preise für Getreide und Vieh sanken rapid. Einige europäische Staaten schützten ihre Landwirtschaft durch Einfuhrzölle. Das brachte den schweizerischen Vieh- und Käseexport ins Stocken. Der Schweizer Bauer fiel in seine alte Notlage zurück. Seine Einnahmen verminderten sich, während seine Ausgaben, besonders der Zinsendienst für das in den Gründerjahren unvorsichtig aufgenommene Kapital, anstiegen. Von der Landwirtschaft griff die Krise auf die andern Erwerbszweige über. Die vielen kleinen Kaufleute und Unternehmer, welche im Wirtschaftsaufschwung ihr Glück zu machen gehofft und leichtfertig Geld aufgenommen hatten, sahen sich nun plötzlich zur Zahlungsfähigkeit verurteilt. Auch die Industrie spürte die durch den Preissturz bedingten Absatzstockungen und musste Arbeiter entlassen. So folgte denn der Blütezeit von 1870—75 eine ausgesprochene Notzeit, die von 1877 bis in die achtziger Jahre, teilweise noch länger, anhielt. Sie lastete auf Agrargebieten weit stärker als auf industriellen. Der Kanton Bern erlebte nach 1877 einen förmlichen Wirtschaftsniedergang, der sich in einer steigenden Flut von Konkursen und in einigen Bankzusammenbrüchen äusserte. Selbst der bernische Staat wurde in diesen Strudel hineingerissen; hatte er sich doch durch seine fieberhaft überstürzte Eisenbahn- und Finanzpolitik in den Gründertaumel hineinreissen lassen, wie denn überhaupt das Investitionsfieber der damaligen Hochkonjunktur in erster Linie zu einer wilden Hetze im Eisenbahnbau führte.»

Bircher-Benners Lehre in der Gegenwart

In einem kleinen Hefte von 23 Seiten stellt Dr. Ralph Bircher vom «Wendepunkt» in Erlenbach / Zürich zuerst in interessanter Schau das Werk des berühmten Arztes und Ernährungsreformers, seines Vaters, in unsere Tage hinein. — In welch interessanter Art er dies tut, dafür eine kleine Probe. Wir lesen auf Seite 3:

«Es ist so. Man kann heute kaum mehr ein fachliches Werk über Diätetik aufschlagen, ohne darin auf Empfehlungen der Rohdiät zu stossen. Der Rat Bircher-Benners «Jeden Tag Grünblattnahrung!» hat in der offiziellen Chlorophyll-Forschung erstaunliche Bestätigung gefunden. Chlorophyll (Blattgrün) ist heute als hochwertvolles, mildes, nachhaltiges und nachteilfreies Heilmittel bei Herzleiden, Operationswunden und Ernährungsstörungen bekannt. Bircher-Benners Mahnung und Feldzug für ein richtiges Vollkornbrot hat gerade in allerletzter Zeit wieder eine wichtige Rechtfertigung erhalten in der aus Kanada kommenden ‚Entdeckung', dass Getreidekeimlinge zur Heilung von Herz- und Kreislaufleiden Hervorragendes beitragen.

Oder man erinnere sich daran, welch ein Sturm der Entrüstung sich gegen Dr. Bircher-Benner erhob, als er im Jahre 1936 nach reiflich erwogenem Entschluss die Sache mit den Zahnwurzel-Infektionsherden vor die Öffentlichkeit brachte, weil niemand anders sich dafür einsetzen wollte, obwohl sie zu einer grossen Gefahr für die Bevölkerung geworden waren. Er musste auch darum das Wort ergreifen, weil diese mottenden Herdinfektionen immer häufiger dem Wirken der Naturheilkraft im Wege standen. Wissen Sie, wie es heute steht? Der Sturm hat sich gelegt. Es ist, gottlob, zur ärztlichen Selbstverständlichkeit geworden, dass den Zahnherden Beachtung gewidmet wird!»

Nicht weniger interessant sind Dr. Ralph Birchers Ausführungen an einem Kongresse in England. Auch daraus seien ein paar Gedanken wiedergegeben:

Frischkost in gesunden und kranken Tagen

«Immer weniger vermögen Geld, freier Handel und europäische Vorherrschaft jene natürliche Ökonomik zu verschleiern, wie dies in den letzten hundert Jahren in so unglaublichem Ausmass geschah: das Ökonomiegesetz in der Nahrungsproduktion und das Ökonomiegesetz in der Nahrungskonsumption.

Das erstere besagt, dass der Umweg über den Tiermagen, welchen man feuchten Auges «Veredelung» nennt, eine rücksichtslose Verschwendung der Bodenfruchtbarkeit und der Arbeitskräfte von solchem Ausmass bedeutet, wie nur sehr reiche Personen oder Völker sie sich leisten können. Die Ökonomie der Nahrungskonsumption aber besagt, dass es ein paar einfache Nahrungskombinationen gibt — z. B. 6 Teile Vollkornbrot und 1 Teil Grüngemüse und Obst oder Milch —, welche nicht nur sehr viel bessere Gesundheit sichert als unsere sogenannte ‚gemischte Kost', sondern eine ungefähr fünfmal grössere Bevölkerung aus der gleichen Bodenfläche zu erhalten oder die gleiche etwa fünfmal billiger und gesünder zu erhalten vermag. Darum beschränkten zu allen Zeiten menschenreiche Kulturvölker ihre Viehhaltung auf die Verwertung der Naturweiden und des Abfallfutters und waren das, was man ‚Alltagsvegetarier' nennen kann, d. h. sie verachteten den Fleischgenuss zwar keineswegs, und ihre Festtische bogen sich manchmal unter solchen Genüssen; aber ihr Alltagstisch war frei davon, frugal und ökonomisch. Das war so z. B. bei der Landbevölkerung von China, Java, Indien, Peru und Mexiko seit Jahrtausenden und ist dort heute noch so. So war es auch bei uns einmal. Wer immer seine Nahrung selber anbaut, lernt die Gesetze der Ökonomik kennen, und wo man sie kennt, weiss man, dass der Mensch ohne Fleischnahrung gesund, tüchtig und glücklich sein kann.

In Europa sind wir nun auf einem Punkt angelangt, an dem wir diese schlichten Dinge wieder herausfinden oder dann wohl oder übel zugrunde gehen. Im ganzen gesehen ist der wirtschaftliche Alltagsvegetarismus, der den festlichen Fleischgenuss nicht ausschliesst, ein Teil jenes einfachen Lebens, das wir bei aller Kultur und Zivilisation wieder finden müssen.»

Zur Geschichte der schweizerischen Milchwirtschaft

Das ist der Titel einer sehr interessanten geschichtlichen Arbeit von Dr. Ralph Bircher, die in der «Schweizerischen Milchwirtschaft» erschienen ist.

Der Landwirtschaft der Urschweiz ist eine erste Betrachtung gewidmet. Eine zweite Periode (1300—1850) stellt den Bauern bereits hinein in die moderne Geldwirtschaft. Ein dritter Abschnitt zeitgeschichtlichen Geschehens ist der Ausdehnung des Hirtenlandes in den Niederungen gewidmet.

Zwei kurze Schlussabschnitte schildern «die Talkäserei als Grundlage landwirtschaftlichen Wohlstandes» und «die Abkehr von der einseitigen Graswirtschaft».

Durch Jahrhunderte hindurch verfolgen wir die milchwirtschaftliche Entwicklung und lassen als kleine Leseprobe die interessante Schilderung der Verhältnisse im 18. Jahrhundert folgen:

«Die grosse Käsekonjunktur der ersten ‚Halskrausenzeit' brach am Ende des Dreissigjährigen Krieges zusammen und ging in eine lange Depression über. Viele, die sich, um an der Konjunktur teilzunehmen, ‚mit Kredit übernommen' hatten, gingen zugrunde. Erst im 18. Jahrhundert begannen die Käsepreise langsam wieder anzuziehen und stiegen bis 1790 auf das dreifache. Zugleich verbesserte sich die Kunst des Käsens, und der Markt verlangte immer grössere Käselaibe, Käse, deren Herstellung die einheitliche und gleichzeitige Pflege von 25—30, schliesslich von 50—60 und bis 100 Kühen erforderte (im 19. Jahrhundert wurde die Bevorzugung ganz grosser Käselaibe dadurch noch besonders gefördert, dass einzelne Länder, wie z. B. Russland, den Zollsatz per Laib statt per Gewicht festgesetzt hatten). Dementsprechend verschärften sich neuerdings jene Erscheinungen, die schon beim ersten Aufstieg zu bemerken waren: Konzentration des Wohlstandes auf einen noch kleineren Kreis von Familien, Überhandnehmen der Armut, Wachsen der Privatalpen auf Kosten der Gemeindealpen, Buttermangel, Abholzung von Wäldern, Überschwemmungen, Versumpfung, Verwüstung und Fieberverseuchung an Flussniederungen, wie dies z. B. Pfarrer Sprüngli um 1764 so eindrucksvoll vom Haslital geschildert hat.

Da man seit dem Ende des 17. Jahrhunderts Felsen zu sprengen und Fahrwege bis in abgelegene Berggegenden zu bauen gelernt hatte, erfolgte nun auch noch im Simmental und Saanenland eine zweite, diesmal vollständige Umstellung. Eine klassische Schilderung findet man davon in C. V. v. Bonstetten «Briefe über ein schweizerisches Hirtenland» (Basel 1782).

«Die ärmere Bevölkerung führte ein sehr dürftiges Leben, das jenem der kornbauenden Altvordern, wenn irgend etwas, wohl nur noch den einen Vorteil geringerer körperlicher Anstrengung voraus hatte. Die tägliche Nahrung war auf primitive Milchprodukte, etwas Obst, Kastanien und einen kärglichen, nicht mehr regelmässigen Zuschuss von Brot beschränkt. ‚Das gemeine Volk', schrieb Businger, ‚hatte eine sehr sparsame Kost, meist nur von Milchspeisen und gedörrten Baumfrüchten; Fleisch und Brot erschienen selten auf ihrem Tisch, kaum an hohen Festtagen oder zur Fastnacht.'»

Gott hat den Menschen geschaffen, auf dass er für sein Brot arbeite, und er bezeichnet die, welche essen, ohne zu arbeiten, als Diebe.

Gandhi

Begegnung mit Gandhi

Des Mahatma Leben und Lehre nach seinen Gesprächen und Schriften, dargestellt von Madhuri Desai. Im Verlag Herbert Lang, Bern, erschien dieses kleine, wundervolle Büchlein. Aus den Schriften und Gesprächen Gandhis trug die Gattin des indischen Gesandten in der Schweiz die schönsten Gedanken seiner Lehre zusammen. Hans Zbinden hat das Manuskript aus dem Englischen übertragen. Wir lassen einige Ausschnitte daraus folgen. Zitatangaben wurden von uns weggelassen.

«Solange sich einer nicht aus freien Stücken als der Geringste unter seinen Mitmenschen fühlt, gibt es keine Erlösung für ihn.

Ich suche Erlösung von der Sünde selbst oder vielmehr vom Gedanken der Sünde. Ehe ich dieses Ziel erreiche, kann ich nicht glücklich sein.

In der Frage der Frauenrechte gibt es für mich kein Nachgeben. Meiner Ansicht nach dürfte die Frau nicht unter einer Entwicklung leiden, die der Mann für sich selbst nicht duldet. Ich würde Töchter und Söhne auf dem Fusse völliger Gleichberechtigung behandeln.

Die Frau als das schwächere Geschlecht zu bezeichnen, ist eine Verleumdung; das ist des Mannes Ungerechtigkeit gegenüber der Frau. Wird unter Stärke rohe Kraft verstanden, dann ist in der Tat die Frau weniger roh als der Mann. Bedeutet Stärke seelische Kraft, dann ist die Frau dem Manne unermesslich überlegen. Besitzt sie nicht grössere Intuition, ist sie nicht aufopfernder, ausdauernder, mutiger? Ohne sie könnte der Mann nicht sein.

Wer kann wirksamer die Macht des Herzens aufrufen als die Frau?

Es stimmt, dass ich mich oft getäuscht habe. Viele haben mich betrogen, und viele haben mich im Stich gelassen. Aber ich bereute es nicht, mich mit ihnen verbunden zu haben. Nun weiss ich, wie man nicht zusammenarbeitet, so wie ich weiss, wie man zusammenarbeitet. Die praktischste, die würdigste Art im Umgang mit der Welt ist die, den Menschen zu vertrauen, solange ihr keinen Grund zum Gegenteil habt.

Wer sich selber für schwach hält, ist unfähig zu lieben.

Übelwollen steht meines Erachtens unter der Würde des Menschen.

Es ist meine feste Überzeugung, dass das heutige Europa nicht den Geist Gottes oder den des Christentums verkörpert, sondern den Geist Satans. Und am erfolgreichsten ist Satan dann, wenn er mit dem Namen Gottes auf den Lippen auftritt. Europa ist heute nur dem Namen nach christlich. In Wirklichkeit betet es den Mammon an. Es ist leichter, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn dass ein Reicher ins Reich Gottes komme. So hat Christus wirklich gesprochen. Seine sogenannten Nachfolger messen ihren moralischen Fortschritt an ihrem materiellen Besitz.

Glück — bedeutet eine vom Geist erhellte Verwirklichung menschlicher Würde und ein Streben nach menschlicher Freiheit, die höher gestellt wird als eine bloss selbstische Befriedigung persönlichen Wohlergehens und materieller Wünsche, und die diese ohne Zögern und freudig der Selbstbewahrung zu opfern bereit ist.

Gandhi

Ich bin mir nicht bewusst, in meinem Leben irgendetwas getan zu haben, weil es mir für den Augenblick vorteilhaft schien. Immer war ich der Meinung, dass das höchste Sittliche zugleich auch das Vorteilhafteste bedeutet.

Ohne Religion könnte ich keine Sekunde leben. Viele meiner politischen Freunde sind darüber verzweifelt, dass ich, wie sie sagen, sogar meine Politik aus der Religion ableite. Sie haben recht. Meine Politik und all mein übriges Tun haben ihre Wurzeln in meiner Religion. Ich gehe noch weiter und sage, dass jede Tätigkeit eines religiösen Menschen aus seiner Religion hervorgehen muss, denn Religion heisst Gottverbundenheit, und das bedeutet, dass Gott jeden deiner Atemzüge beherrscht.

Eine Demokratie ist nicht ein Staat, in dem sich das Volk wie eine Schafherde benimmt. In der Demokratie wird die persönliche Freiheit des Denkens und Handelns eifersüchtig gewahrt. Darum glaube ich, dass der Minderheit ein vollkommenes Recht zukommt, anders zu handeln als die Mehrheit.

Kämpfe für die Freiheit verlangen einen hohen Preis.

Liebe fordert nie, sie gibt. Liebe duldet immer, sie trägt nie nach, sie rächt sich nie.»

Erfolgreiches Einmachen mit Bülacher Flaschen

bei Anwendung der einfachen Bülacher Einmachmethoden, die in dem *blauen* Rezeptbüchlein *«Einmachen leicht gemacht»* enthalten sind. — Diese Broschüre ersetzt und ergänzt unsere bisherigen Publikationen und wird auch denjenigen Hausfrauen von Nutzen sein, die sich im Einmachen bereits gut auskennen. *Preis 50 Rp.* in den Haushaltgeschäften oder direkt von uns gegen Briefmarken.

GLASHÜTTE BÜLACH